



Der erste Besuch im Kongo war für Christian Stach ein Schock. Nun ist der Kontrabassist – das große Bild oben zeigt ihn bei einer Probe mit den Streichern des Orchestre Symphonique Kimbanguiste – zum zweiten Mal für Workshops nach Afrika gereist. Das Haus von Kirchenführer und Dirigent Armand Diangienda (Bild rechts unten) ist dabei Mittelpunkt für Musik, Religion und Alltag.

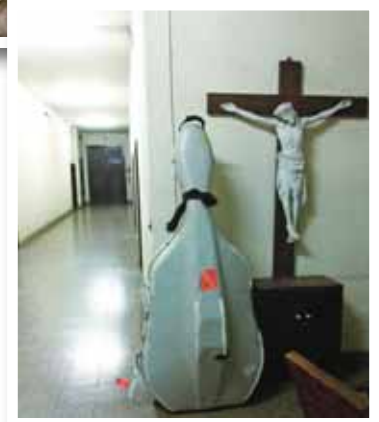
Egmont und Lumumba

Bereits zum zweiten Mal ist eine Gruppe von WDR-Musikern zum **musikalischen Austausch in den Kongo** gereist. Für FONO FORUM berichtet Kontrabassist Christian Stach über Gewalt, Morddrohungen und extreme Lebensumstände, aber auch von der Freude am Musizieren und der Begeisterung für Beethoven und Grieg.

Afrika ist ein Schock – hatte jemand prophezeit, der sich auskannte. Alles ganz anders als hier, nicht nur die Farben und Gerüche. Auch der Zustand der Gebäude, der Straßen, der Autos. Die Entdeckung, dass man sich im Taxi nicht anschnallen kann oder dass man die Autotür während der Fahrt zuhalten muss. Aber Schocks lassen nach, schließlich muss man sich arrangieren. Nach einiger Zeit sind die Dinge ähnlicher als gedacht, nur verschieden dekoriert. Die Menschen auch.

Wie das Musizieren. Als wir ankamen, war Sonntag und die Kimbangisten-Gemeinde versammelt. In einer Mischung aus

Spaß und Peinlichkeit (jedenfalls für uns) wurden wir zu einem Defilee genötigt und dann gebeten, an der Probe teilzunehmen: die Große C-Dur-Sinfonie von Schubert. Was Anspruchsvolles. Das war ein seltsames Erlebnis! Gerädert von der Anreise am Vorabend, von der tropischen Hitze und der Nässe der Regenzeit, gedrängt in der Salle de Fête, eine Wellblechhalle neben dem Haus von Armand Diangienda, umtortelt von den Insekten der Dämmerung, wurde ich von der Musik bedrängt. Physisch erfasst. Das technische Niveau klang bescheiden – aber es war die Große C-Dur-Sinfonie. Meine Lage erschien mir unwirklich, Wiener Musik in Zentralafrika –



Plastikstühle und Open Air: Das Leben der afrikanischen Musiker unterscheidet sich sehr vom institutionalisierten Konzertbetrieb in Europa. Da kommt es schon mal vor, dass Ratten das f-Loch eines Cellos erweitern (r. o.). Für öffentliche Strukturen sorgen oft nur kirchliche Einrichtungen, wie die Maltesermission, die als Unterkunft für die WDR-Musiker diente (r. u.).

doch die Musik passierte, ich war erstaunlicherweise dabei, und die Mitwirkung der kongolesischen Musiker zeigte: Sie hat ihre Geltung, hier wie dort.

Bei unserer zweiten Reise im vergangenen Juli hatten wir angenehmeres Wetter, machten andere Musik, trafen neue Musiker. Wem es möglich war, der war während dieser Zeit jeden Tag von morgens bis abends dabei. Die zwei jungen Cellisten Roslan und Armand etwa, die aus Brazzaville kamen und für vierzehn Tage in dem geräumigen Haus des Dirigenten und Kirchenführers wohnten, wie viele andere auch. Die Räume dieses Hauses scheinen unergründlich, labyrinthartig. Gebaut wurde es von Diangiendas Vater, dem Sohn des Kirchengründers. Ein Wohnhaus mit klerikalen Möglichkeiten. Aber nicht nur Armand und seine Familie wohnen hier. Alle wohnen hier, glaubt man. Wenn wir morgens etwas eher als gewöhnlich kamen, schliefen im Studio noch eine Anzahl junger Leute, und abends, nach der letzten Probe, verließen sie das Gelände nicht. Die Probenstage sind anstrengend. Durch die vielen Leute ist es laut. Ständig gibt es Bewegung. Das eigentliche Leben der Musiker geht weiter. Sie müssen Alltagsarrangements treffen, und das heißt für die Probe: Aufstehen, rausgehen, reinkommen, hinsetzen. Silence, s'il vous plaît!

Wir spielen bei unserer zweiten Reise wieder ein gemischtes Programm mit Chor- und Orchestermusik. Es gibt, in dieser Reihenfolge, Schuberts „Deutsche Messe“ mit einer Palestrina-Einlage, das „Ave verum corpus“ von Mozart und den Halleluja-Chor aus dem „Messias“, dann kommt das Orchester mit der „Egmont-Ouvertüre“ und der zweiten „Peer-Gynt-Suite“. Zu diesen beiden Stücken lassen sich in den Proben konkrete Dinge erzählen, für die Fantasie. Peer Gynts sterbende Mutter, bevor er in die Welt zieht, seine Heimkehr, Schiffbruch an der norwegischen

Küste, schlechtes Wetter, Felsen, Peer das Schlitzohr, der den Koch rücksichtslos vom rettenden Balken stößt, Solveigs Wiegenlied. Unsere beiden Sänger hatten im Dezember ähnliche Möglichkeiten mit Mendelssohns schreiendem Hirsch oder der Gesangsübung „Der Mond ist aufgegangen“. Der schwarz schweigende Wald ist eine gute Kulisse, von jedermann leicht zu imaginieren, und genauso geht es mir mit dem Freiheitskampf des Grafen Egmont. Ob einer der Orchestre-Symphonique-Kimbanguiste-Musiker dabei an Patrice Lumumba und seinen apokalyptischen Tod von der Hand belgischer Geheimdienstler und kongolesischer Schergen denkt oder an die 30-jährige Haft des Simon Kimbangu, weiß ich nicht. Nur, dass der Exekution der Triumph folgt. Jedenfalls bei Egmont.

Gewalt ist nie weit im Kongo. Vielleicht ist sie auch eine europäische Obsession, die Einheimischen reden nicht darüber. Aber sie erleben sie jeden Tag als eine soziale Realität. Kinshasa ist eine Stadt der extremen Ungleichheit. Die lokale Elite, das heißt: die mit dem Geld, hat es mit Billigung der internationalen Finanzinstitutionen verstanden, jede Art öffentlicher Versorgung abzuschaffen. Strom, Müllabfuhr, Bildung, Fürsorge. Jeder ist auf sich selbst gestellt, und es ist ein Wunder, dass es hier eine Einrichtung wie ein Sinfonieorchester gibt. Seine Unterstützung, die als spontane Idee begann, ist uns ein merkwürdiges Anliegen geworden, fieberhaft und unwirklich wie die erste Probe in der Salle de Fête, aber es gibt viel Zuspruch.

In unserer Unterkunft, dem katholischen Missionsheim, treffen wir jeden Abend einen Holländer, Jeans und verschwitztes T-Shirt, mit Zigarette im Mundwinkel, Bier in der Hand und Laptop auf dem Tisch, der wortkarg sein Geheimnis wahrte. Bis es durch Zufall aufgedeckt wird, als der Fernseher eine Runde von Ministern zeigt. Dazwischen ein Europäer im

**Strom,
Müllabfuhr, Bildung,
Fürsorge: Jeder
ist auf sich selbst
gestellt**



Die Musik kommt an: Nach einem zögerlichen Beginn strömen etwa 700 Besucher in das Freilichttheater aus den siebziger Jahren. Die Zufahrt säumen alte Statuen der Kolonialherrscher, die Außenwand ist mit Graffiti besprüht.

Anzug, der sonst nur im T-Shirt bekannt ist. „Sie waren da gerade im Fernsehen.“ „Gut möglich.“ Er ist der Leiter des Entwicklungsprogramms der UN für den Kongo. Oder es ist eines Abends in der Botschaft ein Vertreter der Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit aus Hamburg zu Gast, der seit sechs Jahren als einziger Weißer in der kleinen Stadt Kindu am Oberlauf des Kongo arbeitet, Bürgerkriegsgegend. Er hat Programme aufgelegt zur Wiedereingliederung von Kindersoldaten, zur Ächtung und Abschaffung der Vergewaltigung, zur Hilfe für traumatisierte Frauen und Kinder, zur Entwicklung nachhaltiger Landwirtschaft, dem Gegenteil des internationalen „land grabbing“. Er erzählt, dass er sich neben vielen machtlosen Freunden auch eine Reihe mächtiger Feinde gemacht hat. Seit einiger Zeit wird er offen mit Mord bedroht; er will in zwei oder drei Monaten aufhören.

Und auch in der deutschen Vertretung selbst ist man engagiert. Der Botschafter protegiert das Orchestre Symphonique Kimbanguiste (OSK), und seine Frau, die Musik studiert hat, gibt Geigenunterricht. Sie alle sind Schwergewichtler gegen uns, aber alle sprechen mit einer gewissen Hochachtung von der Sache, die wir mit den Kimbangisten zusammen begonnen haben.

Am 22. Juli hörten wir zum zweiten Mal ein Konzert des OSK und des Chores. In einem Freilichttheater aus den siebziger Jahren, einer weißen Struktur in dunkelgrünen Tropenbäumen. Am Zugangsweg hat man die alten Statuen abgestellt, die weißen Kolonialhelden und Herrscher, und die Außenwände sind mit Graffiti in ungewöhnlichem Stil besprüht. Nach zögerndem Beginn setzt ein unaufhörlicher Zustrom von Zuschauern ein. Siebenhundert, schätzen wir. Die Musik kommt an. Papa Wemba oder Jupiter, die bekannten Popmusiker aus dem Kongo, können sich nur noch die Betuchten leisten, die Vorstellung des OSK ist umsonst, die Kosten teilen sich Sponsoren. Die Schlussbegeisterung nehmen wir als Aufforderung zum Weitermachen. Doch halt: Die Akteure sind

Workshops mit Visionen – WDR-Musiker im Kongo

Während des Filmabspanns ertönt der silbrige Ton einer Querflöte. Wir hören eine unbekannte Weise, hell, gelöst, heiter. Es ist die einzige Musik im Film, die nicht zum Kanon abendländischer Musik gehört, sondern von einer kongolesischen Musikerin erdacht wurde. In dem jüngst auf DVD erschienenen Dokumentarfilm „Kinshasa Symphony“ wird ein Orchester von Laienmusikern vorgestellt, die neben ihrem kraftzehrenden Alltag in Kinshasa Arbeit und Mühen auf sich nehmen, sinfonische Werke von Beethoven, Schubert oder Ravel zur Aufführung bringen.

Die Geschichte des Orchesters ist mit einem Kirchengründer verknüpft, dessen Enkel heute das Orchester leitet. In den zwanziger Jahren, während belgischer Kolonialherrschaft, entsteht im Kongo eine christliche Bewegung. Im Mittelpunkt steht Simon Kimbangu, ein spirituell begabter Mann, der Wunderheilungen vollbringt und als jemand verehrt wird, der vom Heiligen Geist erfüllt ist. Obwohl er stets Gewaltfreiheit predigt, fürchten die Kolonialherren einen Umsturz, denn Kimbangu prägt auch den Satz „Der Schwarze wird weiß, und der Weiße wird schwarz“. Nach einer fehlgeschlagenen Festnahme begibt er sich im September 1921 freiwillig in Gefangenschaft und wird zum Tod verurteilt, der belgische König wandelt die Strafe zu 30 Jahren Gefängnis um.

Sein Name ist untrennbar mit dem des Orchesters verbunden:

Orchestre Symphonique Kimbanguiste. Die Musiker begreifen ihr Tun als Gottesdienst und arbeiten hingebungsvoll an einem guten Ergebnis. Mit dem gleichen Impetus leitet Armand Diangienda, Enkel Kimbangus und seit seiner Kindheit mit europäisch-klassischer Musik vertraut, Orchester und Chor. Seine Ruhe und Geduld, sein Wille zur stetigen Verbesserung der Orchesterarbeit sind erstaunlich.

Bei einem Preview von „Kinshasa Symphony“ beim Bonner Beethoven-Fest entstand schließlich der Kontakt zum Sinfonieorchester des WDR. Kontrabassist Christian Stach sprach Armand Diangienda an und schlug einen Workshop in Kinshasa vor. Inzwischen ist er schon zum zweiten Mal in den Kongo gereist, um die tiefen Streicher des OSK zu coachen. Trotz widriger Umstände – unterschiedlichste spieltechnische Niveaus, zum Teil selbst gezimmerte Instrumente, Stromausfälle, extrem schwierige Lebensbedingungen der kongolesischen Musiker – haben Europäer und Afrikaner eine gemeinsame Vision. „Das OSK“, sagt Dirigent Armand, „gibt den Orchesterleuten ein anderes Bild von sich selbst, ein Bild ernsthafter Menschen, die fähig sind, voranzugehen.“

Anja-Rosa Thöming

Filmtipps

Kinshasa Symphony: Dokumentarfilm von Martin Baer und Claus Wischmann (Edition Salzgeber)

Klassik im Kongo: Reportage von Marcel Kolvenbach (einzusehen in der WDR-Mediathek unter www.wdr.de/mediathek/html/regional/2011/06/12/klassik-im-kongo.xml)

Hinweis

Die Musiker aus dem Sinfonieorchester und dem Chor des WDR kümmern sich selbst um die Finanzierung der Reisen. Wenn Sie das Unterrichtsprojekt unterstützen möchten, haben Sie die Möglichkeit, Spenden auf das Konto 8013502, Bankleitzahl 37020500 bei der Bank für Sozialwirtschaft in Köln zu überweisen.

die Musiker aus Kinshasa, sie haben die Opfer gebracht. Zeit, Geld (während sie musizieren, verdienen sie nichts) und heute Abend noch Verwundungen, als einer der beiden Transportbusse bei der Auffahrt auf das Gelände des Théâtre de Verdure eine Böschung herunterkullert. Sechs Musiker müssen für ein paar Stunden ins Krankenhaus. Die öffentliche Hand gibt es nur als Polizeifaust: Bevor sie einen Geldschein nimmt oder zuschlägt, hat jeder selbst zu beurteilen, ob sein Auto sicher ist, ob er sich dem Bus



Nichts für europäische Mägen: Heuschrecken kommen im Kongo gegrillt auf den Tisch.

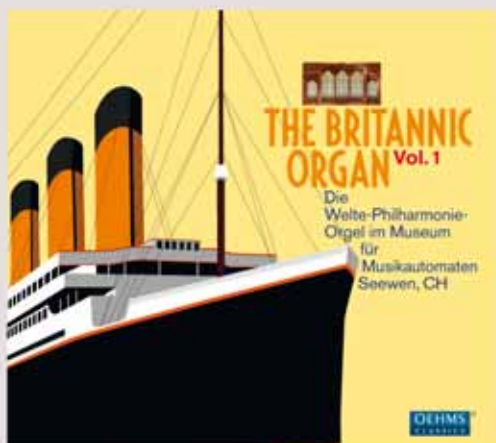
anvertrauen kann. Alles geht glimpflich ab.

Am Ende des erfolgreichen Abends stellt sich die Frage nicht, ob hier wieder lediglich weiße Kultur exportiert wird für kunstkoloniale Strukturen.

Das OSK will spielen, wir geben Tipps zum Musizieren, wie das Lehrer auf der ganzen Welt tun. Es gibt keinen Grund, Afrikanern den Zugang zu genau der Art von Musik zu versperren, die wir großartig finden. Die brutalen Gesetze des „Weltmarktes“ versperren ihnen genug Zugänge. Hier ist einer offen! ■

Orgel an Bord

Eine Legende erklingt. Die lange verschollene Welte-Philharmonie-Orgel der Britannic, des Schwesterschiffs der Titanic, wurde wiederentdeckt und zu musikalischem Leben erweckt – im Museum für Musikautomaten Seewen, CH



Britannic-Orgel, Vol. 1
Seltene historische Aufnahmen mit legendären Organisten, auch die erste Orgelaufnahme der Geschichte überhaupt. Die Orgel mit ihren zahlreichen Facetten wird durch David Rumsey präsentiert. 2 CD in aufwendigem Digipack mit vierfarbigem Booklet und zahlreichen Abbildungen. OC 840.



Weihnachten, Vol. 2
Weihnachtliche Musik auf hoher See auf Welte-Philharmonie-Musikrollen in der grossen Zeit der Ozeanriesen aufgenommen. Musik aus Deutschland, Frankreich und England. CD in aufwendigem Digipack mit vierfarbigem Booklet und zahlreichen Abbildungen. OC 842.



Auf hoher See, Vol. 3
Erbauung und Unterhaltung für die Passagiere auf der Britannic-Orgel gespielt von Welte-Philharmonie-Musikrollen. Auch die Tragik des Untergangs der Titanic findet sich in Kompositionen der Zeit. 2 CD in aufwendigem Digipack mit vierfarbigem Booklet und zahlreichen Abbildungen. OC 841.

**MUSEUM FÜR
MUSIKAUTOMATEN
SEEWEN SO**

Sammlung Dr. h.c.
Hermann Welte-Stauffacher



**OEHMS
CLASSICS**

www.oehmsclassics.de